

DR. ADOLF SCHAHL

DIE STIFTSKIRCHE  
ZU HERRENBERG

1967

Sonderdruck aus der Heimatbeilage des Böblinger Boten  
„Aus Schönbuch und Gäu“ Nr. 11 und 12 von 1966.

Nach einem Vortrag vor der Volkshochschule  
im Evangelischen Gemeindehaus in Herrenberg am 14. Dezember 1966.

Aufnahme der Reutlinger Marienkirche und das Innere der Stiftskirche  
von der Landesbildstelle in Stuttgart,  
Schnitte und Grundriß aus der Dissertation von Krüger.

Veranlaßt vom  
Heimatgeschichtsverein für Schönbuch und Gäu e. V.  
Böblingen, Galgenberg 48

Dieser Beitrag geht auf einen am 14. Dezember 1966 für die Volkshochschule Herrenberg gehaltenen Lichtbildervortrag zurück, dessen Text für den Zweck der Veröffentlichung geringfügig abgeändert wurde. Der Verfasser hat es nicht als seine Aufgabe angesehen die bisherigen Forschungsergebnisse im einzelnen zu wiederholen, wohl aber sie zusammenzufassen und zu ergänzen. Zitiert wurden die unten angegebenen Werke, in denen sich weitere Literatur verzeichnet findet. Als wichtig erwies sich die Einsicht in die Akten der Heiligendeputation im Staatsarchiv Ludwigsburg (A 288 B 2808, betr. 1742—49). Auch die Angaben der Heß'schen Chronik (Abschrift in der Landesbibliothek Stuttgart) wurden überprüft. Hingegen muß sich der Verfasser die Durcharbeitung der Rechnungsbücher der Armenkastenpflege Herrenberg (1471 ff) für später vorbehalten; er kennt deren Inhalt, soweit er von Otto Schmid im Aufsatz „Aus Herrenberg ums Jahr 1500“ (Manuskript im Stadtarchiv Herrenberg, vgl. die Veröffentlichung im Gäuboten 1926) verwertet worden ist.

Krüger, Eduard, Die Stiftskirche zu Herrenberg, Stuttgart 1928.

Klaiber, Hans, Über die frühe Gotik in Herrenberg und Esslingen, Württembergische Vierteljahresshefte für Landesgeschichte, 1936

Koepf, Hans, und Haage, Erich, Die Stiftskirche zu Herrenberg, Herrenberg 1952.

Schmolz, Traugott, Die Stiftskirche zu Herrenberg, Herrenberg 1965.

Die ehemalige Stiftskirche von Herrenberg ist in vierfacher Hinsicht ein ungewöhnlicher Bau: durch ihre Lage, den in Süddeutschland unerhörten Westbau, das als Halle angelegte Langhaus und die spätgotische Ausstattung.

### **1. Die Herrenberger Stiftskirche ist, landschaftlich und städtebaulich, die am schönsten gelegene gotische Stadtkirche Süddeutschlands.**

Ob man sich mit der Bahn nähert oder auf den Straßen von Böblingen, Nagold, Horb, Tübingen: die überwältigende Wirkung des Bauwerks bleibt sich gleich. Man mag diese Wirkung oft gespürt haben, sie ist immer wieder neu und unerhört. Voraussetzung dieser Wirkung ist die Lage am Hang eines Bergsporns, der als Ausläufer des Schönbuchs etwa von Nordosten nach Südwesten vorstößt. Der Unterschied zwischen dem höchsten Punkt des Sporns und der Talsohle beträgt rund 100 m, dies auf eine Entfernung von rund 500 m, wobei jedoch der vorderste Teil steiler abfällt. Nach der diesen Teil einst bekronenden Burg der Pfalzgrafen von Tübingen und dem späteren württembergischen Schloß spricht man vom „Schloßberg“. Zu einer Zeit, da dieser Berg nicht bewaldet war — und alle Burgberge waren nicht bewaldet — muß die landschaftliche Fernwirkung noch größer gewesen sein. Aber noch heute mutet die

Kirche wie eine Angel an, um die sich die Landschaft in einem Bogen von annähernd 300 Grad dreht. Auch die städtebauliche Nahwirkung ist groß, größer vielleicht als ursprünglich, da das Schloß noch mitsprach. Zieht man dieses mit ein, so ergibt sich die Stufung Schloß — Kirche — Stadt, von der Traugott Schmolz so treffend gesagt hat: „... die Dreieheit aus Adel, Kirche und Bürgertum, einst Inhalt des Abendlandes, als Ganzes wie ein Modell: das ist Herrenberg.“ Heute liegt das Hauptgewicht bei der Kirche, die sich über den Stützmauern des ehemaligen Friedhofs als Richtpunkt eines Koordinatensystems von konzentrischen und von radialen Richtungen, wie sie in der Anlage der Stadt zum Ausdruck kommen, behauptet. Als eigentliche Herrin erhebt sie sich gebietend über die Reihen und Gruppen der zugeordneten Häuser: ein einziges großes, festes Haus für die, die um sie wohnen. Sie stiftet im Stadtbild Einheit, indem sie aus der Vielheit der Welt herauszurufen scheint, zusammenführen und unter Gott stellen will. So ist sie eine großartige Verkörperung von *Gemeinde* schlechthin; nicht nur der Form nach, sondern auch dem Gehalt nach teilt sich in ihr „Kirche“ mit.

### **2. Die Herrenberger Kirche ist zur Zeit eines der am meisten gefährdeten kirchlichen Bauwerke Deutschlands.**

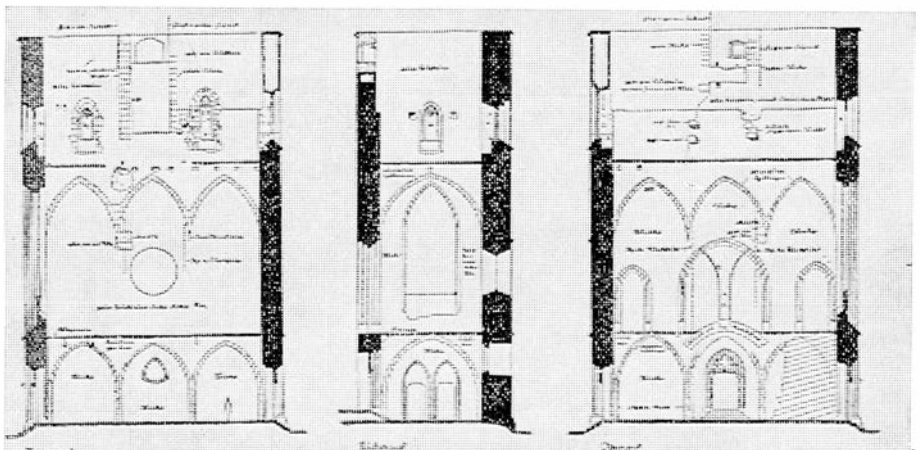
Die gerühmte Lage der Kirche mag mit daran schuld sein, daß sie eines schnellen rettenden Eingriffes bedarf. Die Keuperschichten des Untergrunds bestehen z. T. aus Gipsfelsen (also aus im Wasser löslichem schwefelsaurem Kalk), z. T. aus Kalkmergelschichten, die man 1873 als „ganz seifenartig naßfett“ bezeichnete. So sind alle Bewegungen sowohl in senkrechter als auch in waagrechter, vielmehr schräger Richtung möglich, Einbrüche und Rutschungen jeder Art. Diese Bewegungen sind überliefert. 1773 etwa soll das Getöse in der Erde 4 Minuten gedauert haben und so stark gewesen sein, daß die Leute auf die Felder liefen. 1733 entstand eine Erdspalte auf dem Markt, Gipsfelsenklüfte in den Kellern der Stadt sprangen auseinander, Häuser nahmen eine andere Lage an, der Pulverturm auf dem Schloß verschob sich um 1½ Fuß. Nach dem Urteil von Architekt Dipl.-Ing. Martin Stockburger ist jedoch die Ursache der Schäden an der Kirche weniger in den ungünstigen Bodenverhältnissen zu erblicken als vielmehr in bautechnischen Mängeln, so darin, daß das Langhaus gegen den nicht versteiften, innen nur provisorisch versprießten „hohlen“ Westbau drückt und schiebt. Manche Unter-

suchungen lassen auch auf schlechtes Mauerwerk schließen. Das Ergebnis all dieser Umstände ist jedenfalls, daß an vielen Stellen Risse, Abweichungen vom Lot und der Waagrechten, Quetschungen, Stauchungen und Zerrungen sichtbar werden. Bei der vermessungstechnischen Aufnahme durch Roland Wagner und Wolfgang Böhler 1965 wurde festgestellt, daß Strebeböcher und Arkadenböcher nach Westen hängen, auch die Friese der Längsseiten nach Westen fallen. Traugott Schmolz hat die Maßnahmen kurz zusammengefaßt, die getroffen wurden, um den Bau zu erhalten und eine Katastrophe für die Stadt zu verhindern. Eduard Krüger hat sich über diese Maßnahmen näher ausgelassen, und in jüngster Zeit hat das Architekturbüro Stockburger Auszüge aus den Bauakten gefertigt, die auch einen Überblick über gutachtliche Äußerungen geben. Man kann sagen, daß die Herrenberger Stiftskirche zu einer wahren Schule der Denkmalpflege wurde, die anfangs Gründe rein praktischer, dann historischer und schließlich auch künstlerischer Art hatte.

### 3. Der sogenannte „Turm“ unserer Kirche ist in Wahrheit ein in Süddeutschland einzigartiger Westbau, der formgeschichtlich nur auf die Westriegel Westfalens zurückgeführt werden kann.

Der „Turm“ stellt uns vor eine Reihe von Rätseln, die auf Bauplanänderungen des 14. bis 18. Jahrhunderts zurückgehen. Es soll hier nur auf ein paar am meisten in die Augen springende Unstimmigkeiten hingewiesen werden. Was soll es heißen, daß sich im Winkel zwischen der Westwand und

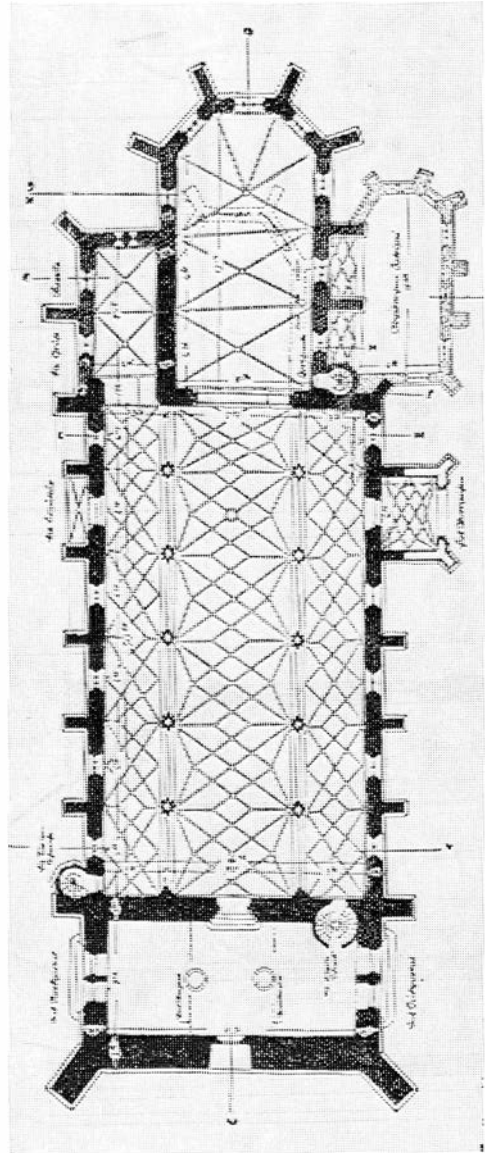
dem südwestlichen Eckstrebeböcher eine Konsole befindet, die für eine Wendeltreppe (oder wie man früher sagte, einen „Schneck“) bestimmt ist, die nicht zur Ausführung kam? Und weshalb liegt der eigentliche „Schneck“ nördlich zwischen Westbau und Langhaus — dies in der Weise, daß er nicht von unten an ins Mauerwerk einbindet, vielmehr angelegt wurde, als das Langhaus 4 m, der Westbau 6,5 m hoch waren (sein oberer Teil geht in die Zeit des Ausbaus der nördlichen Glockenstube zurück, s. u.). Was ferner hat es zu bedeuten, daß sich der Westbau im obersten Geschoß in zwei Turmaufsätze spaltet, die sich jedoch voneinander in manchen Zügen unterscheiden. Der südliche Aufsatz samt seinen Schallfenstern und dem abschließenden Gesims geht offenbar mit dem unteren Teil des Westbaus zusammen, gehört auch zeitlich zu ihm. Der nördliche aber verrät eine spätere Bauart, auch treten hier an den Quadern Zangenlöcher auf und die Quader sind teilweise aus rötlichem Sandstein gehauen. Woher kommt es sodann, daß die Zwischenräume zwischen den beiden Aufsätzen einmal zugesetzt worden sind? Weiterhin, welcher merkwürdiger Gegensatz zwischen dem kristallinen steinernen Unterbau und dem verputzten Fachwerkaufsatz mit seiner „welschen Haube“ und den seitlichen abgeschweiften Walmen. Und wenn wir schließlich eintreten: welche Verwirrung! Ein Holzgerüsteinbau, der durch zwei steinerne Rundpfeiler gestützt wird, die bis zum Boden unter dem obersten Geschoß durchgehen! Rechts von der südlichen Eingangstüre ein paar schräg gestürzte Quaderschichten! An den Wänden Spuren früherer Einbauten (in die Mauer



Stiftskirche Herrenberg, Abwicklung des Turminneren

eingelassene Schildbögen, d. h. Bögen, an die ein Gewölbe anschloß — oder anschließen sollte). Steigen wir die hölzerne Treppe hinauf, so kommen wir in einen ähnlichen Raum, der sich zudem ehemals in drei Spitzbögen ins Langhaus öffnete. Und im obersten Geschoß liegen in der Ostwand Zahnsteine, wie sie für die Verzahnung eines Bogens, über dem sich die Innenwände der Turmaufsätze erhoben oder erheben sollten, nötig waren. Usw.!

Klärend wirkt ein Blick auf den Grundriß. Er bildet ein Rechteck von 15,33 m : 7,13 m im Lichten bei Mauerstärken von 2,15 m im Westen, sonst 1,50 m. Die Mauerstärken gehen bis unterhalb des obersten Geschosses durch und setzen sich teilweise noch in diesem fort. Das ist also ein höchst merkwürdiges, hohlräumliches Gebilde; es kann niemals Turmunterbau gewesen sein. So wie sich am Äußeren keinerlei senkrechte Gliederung findet, die auf Turmunterbauten hinweisen würde, so finden sich auch im Inneren des Westbaus keine Spuren von Turmeinbauten. Der Verfasser wurde durch gleichartige Feststellungen von Architekt Dr. Ing. Karl Weidle und das Urteil von Architekt Dipl.-Ing. Martin Stockburger in seiner Auffassung bestärkt. Es steht hiernach folgendes fest: der an den Kanten durch Strebebögen abgestützte, sonst nur durch waagrechte Simse gegliederte Westbau umfaßte im Erdgeschoß und im Hauptgeschoß je eine Halle, wobei die in die Wände eingelassenen Schildbögen, die nach Krüger ursprünglich sein sollen, auf Wölbungsabsichten schon in der ersten Bauzeit schließen lassen. Das Erdgeschoß ist als Eingangshalle entwickelt und wird durch ein sphärisches Dreiecksfenster im Westen knapp erhellt. Zugänglich ist es von Norden und Süden durch je ein Doppelportal. Das südliche ist durch die Art seiner Ausführung — sehr schöne Blattmasken (sie bannen Naturdämonen) — als Hauptportal entwickelt; seitlich liegt je eine Laubwerkkonsole für Steinbildwerke; daneben sind Dreipaßnischen eingelassen, in denen einer noch eine verwitterte Büste zu sehen ist. Das darüber liegende Gesims ist hier reich in Laubwerk gehauen; dieses endet am Strebebögen in 6 Rosetten. Zusammen mit dem oberen Prachtfenster (es verstärkte die Unstabilität des Westbaus) bestimmen jene Einzelheiten den Charakter der Südseite des Westbaus als „Fassade“. Dem Prachtfenster sind seitlich in Höhe des umlaufenden Simses Maskenkonsolen angelegt. Doch zurück zum Inneren: es öffnet sich in einem 1891/92 neu geschaffenen Portal ins Mittelschiff.



Der Grundriß

Das Hauptgeschoß wurde durch eine, später vermauerte, Rose und das schon genannte große Fenster, welches vermutlich in der Spätgotik Glasgemälde erhielt — die Heß'sche Chronik beschreibt sie —, erhellt. Es öffnete sich in drei hohen Spitzbögen ins Langhaus, von denen der mittlere in der Spätgotik unterfangen wurde. Erst 1891/92 schloß man die Mittelschiffsöffnung durch

eine Mauer und die Seitenschiffsöffnungen erhielten ihre heutige Gestalt. So wie das Erdgeschoß als Eingangshalle bezeichnet werden muß, so das Hauptgeschoß als Empore. Sein Gewölbe war hoch angesetzt; darauf wird zurückzukommen sein.

Im obersten Geschoß werden die am Außenbau gemachten Beobachtungen bestätigt. Im Süden wurde in der ersten Bauzeit eine tiefrechteckige Glockenstube mit Schallfenstern nach Westen und Süden aufgemauert. Ein ähnlicher Aufsatz war im Norden geplant, kam jedoch anfangs über 4 Quaderschichten nicht hinaus und wurde erst in späterer, noch gotischer Zeit ausgebaut. Die Zahnsteine der Ostwand weisen eindeutig auf Schwibbögen, welche die Turminnenwände trugen, von denen die

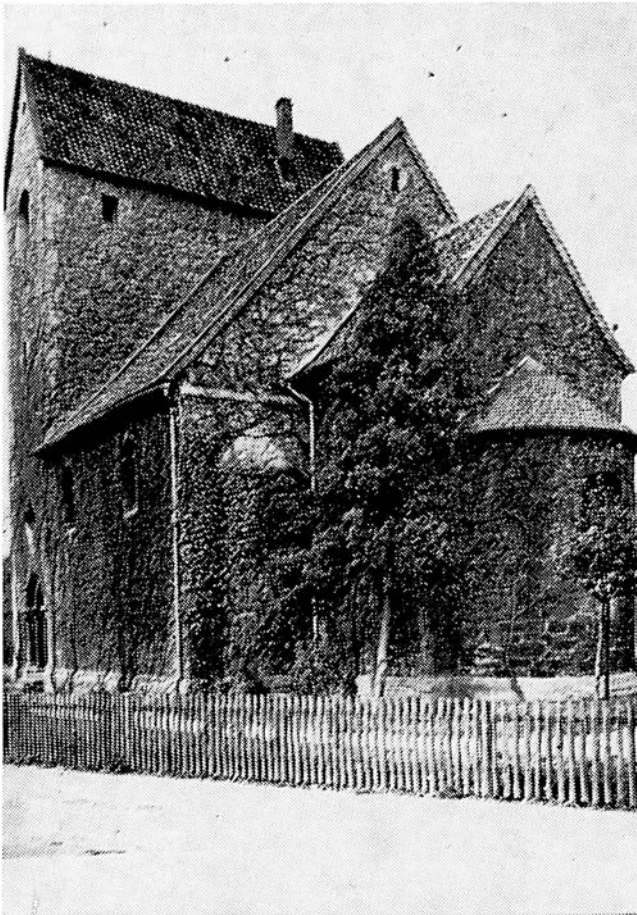
ältere südliche gemauert, die jüngere nördliche in Fachwerk errichtet gewesen sein muß. Die Ausfüllungen zwischen den beiden Aufsätzen erweisen sich als nachträgliche Sicherungen. Das sieht doch alles sehr nach einer Notlösung aus, die mit einer Planänderung verbunden war! Von einer Zweiturmfassade kann auch hier keine Rede sein, sondern höchstens von einem zweigeschossigen Hallenbau, dem — in zeitlichen Abständen, auf die noch einzugehen sein wird — gemauerte Glockenstuben aufgefropft wurden. Es ist verständlich, daß Krüger schrieb: „Hier, wenn irgendwo in Schwaben, besteht der Name ‚Westwerk‘ zu Recht“. Köpff hat ihm widersprochen, indem er fälschlich sagte, ein Westwerk sei ein „von Emporen umbauter Turmchor“.



*Die Damenstiftskirche in Fischbeck; Westriegel Ende des 12. Jahrh. (Obergeschoß nach Brand von 1234)*

Was ein Westwerk ist, sagt uns sogleich das erste erhaltene Westwerk auf deutschem Boden in Corvey von 873 — 885: eine Empore, in diesem Fall eine Kaiserempore in Nachahmung der Aachener Palastkapelle, oder — wie man auch sagt — eine Gastkirche des Kaisers. Die meisten westfälischen Westwerke (wir finden diese eigentümliche Bauform vornehmlich in Westfalen) sind solche Emporen gewesen, die sich in Bogenstellungen gegen die eigentliche Kirche öffneten. Aus diesen Westwerken bildete sich im Laufe des 12. Jahrhunderts das heraus, was die westfälische Forschung einen Westriegel nennt. Man versteht darunter einen westlichen Querbau, der im Erdgeschoß eine Eingangshalle enthält, im Hauptgeschoß eine Empore, die oft als Kapelle ausgebildet war, jedoch auch

als Herrschafts- und Nonnenempore Verwendung finden konnte. Ein solcher Westriegel ist außen durchgehend rechteckig und schließt mit einem Glockenstübengeschos ab. Die Damenstiftskirche in Fischbeck etwa besitzt einen solchen Westriegel aus dem späten 12. Jahrhundert, der viergeschossig rechteckig ist; im obersten Geschos liegen die Schallfenster. Auch an die Pfarrkirche St. Nikolaus in Braunschweig-Melverode aus der Zeit um 1200 möchte man erinnern, die mit einem Westriegel, dessen Portal in einer der Schmalseiten liegt, eine Langhaushalle verbindet. Einen Westriegel hat auch der Mindener Dom (um 1150 ausgebaut), dessen Obergeschoß Schallfenster hat; ebensolche liegen im überhöhten Mittelteil. Manchmal aber sind auch die Seitenteile überhöht.



*Pfarrkirche St. Nikolaus in Braunschweig-Melverode, um 1200; Hallenkirche mit Westriegel*

Der Herrenberger Westbau ist ohne Kenntnis der westfälischen Westriegel undenkbar. Andere Einflüsse mögen vom Oberrhein gekommen sein, wo das Straßburger Münster ab 1275 einen Westabschnitt entwickelte, dessen Turmuntergeschosse hinein in den Langhausraum aufgingen: die Reutlinger Marienkirche fußt auf dieser Lösung. Auch der Westbau von St. Thomas in Straßburg könnte in ähnlicher Weise eingewirkt haben. Und doch ist, was in Herrenberg vorliegt, etwas ganz anderes, eben ein „Westriegel“, dessen Erdgeschoß eine quer erschlossene Eingangshalle bildet, während das Hauptgeschoß eine Empore war, über der sich das Glockenstubengeschoß erheben sollte. Die Empore können wir in Herrenberg nur als pfalzgräfliche Empore verstehen; sie gab dem ganzen Bauwerk zum Charakter einer Stadtkirche den einer Schloßkirche. Darf man in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß die spätgotischen Schlußsteine (s. u.) des Hauptgeschoßgewölbes, vielleicht in Fortführung einer bestimmten Ueberlieferung, drei ritterliche Heilige zeigten, von denen der hl. Georg und der hl. Martin feststehen. Das Glockenstubengeschoß kam in der ursprünglichen Planung nicht zur Ausführung. Man beschränkte sich auf einen südlichen Turmaufsatz. Dieses Geschoß haben wir uns, der Anlage nach, als durchgehendes Glockenhaus zu denken. Die geringe Breite des Westbaus läßt wohl keine überhöhte Mitte und auch keine überhöhten Seitenteile zu. Daß man schon zur Erbauungszeit Rücksichten auf den Baugrund nehmen mußte und dieser an der Planänderung schuld sein kann, ergeben die Messungen von Roland Wagner und Wolfgang Böhler. Es heißt da: „... bei Baubeginn wurde zunächst nur der untere Turmteil erstellt...“. dann setzte man „längere Zeit aus. In dieser Zeit muß sich nun der Turmstumpf stark talwärts geneigt haben und zur Ruhe gekommen sein.“ Es hängt nämlich die Westwand bis in 12 m Höhe über, um dann senkrecht aufzusteigen. An dem bedeuteten Aussetzen der Bautätigkeit dürfte ursächlich Mangel an Mitteln beteiligt gewesen sein, auf den wir immer wieder, bei den kirchlichen Ablaßerteilungen zum Zweck der Förderung des Baus und seiner Einrichtung, schließen können. Es ist indessen auch möglich, daß man in 12 m Höhe zunächst aufhörte, weil sich die Neigung bemerkbar machte. Auch die Verlegung der Wendeltreppe (s. o.) könnte mit dem geschilderten Umstand zusammenhängen.

Zum Verständnis dessen, was das 15. Jahrhundert am Westbau vornahm, darf der kurze Satz von Traugott Schmolz zitiert

werden: „Die Württemberger erweiterten diese reiche Pfarrei nach 1439 zu einem weltlichen Chorherrenstift, dem der fromme Eberhard im Bart im Jahre 1481 die neue Regel der Brüder vom gemeinsamen Leben verschrieb“

Der Ausbau, auch des Westbaus, zur „Stiftskirche“ kann ab 1471 an Hand der Rechnungsbücher der Armenkastenpflege nachgeprüft werden. 1475 wird von einem großen Bauwesen am Turm berichtet. Damals wurde nach den Meistern Symeon von Ettligen und Rathgeber von Tübingen „umb rat besandt zum thurm gebuw“; sie sind also Gutachter, nicht die leitenden Baumeister. Es wäre nicht unmöglich, daß zu dieser Zeit der nördliche Turmaufsatz ausgebaut wurde und man die beiden Aufsätze mit achteckigen Fachwerklockenstuben und Helmen versah, also in den Zustand versetzte, wie ihn Krüger rekonstruierte; noch etwas später scheint man die Abstände zwischen beiden Turmaufsätzen ausgemauert zu haben, wobei der Zwischenraum durch ein Satteldach abgedeckt wurde. 1481 erhielt der „maister vo Eslingen 1 Gulden als er die Kirchen besah“ (Hans Böblinger?). 1483 wurde ein Fundament für drei Glocken eingebaut (wohl der erhaltene Unterbau für die Glockenstühle). In dieser Gestalt bildet Merian die Kirche ab; sie bestand bis 1749.

Wann die Eingangshalle und das Emporengeschoß überwölbt wurden, wissen wir nicht; die Heß'sche Chronik beschreibt die Gewölbe und ihre Schlußsteine in einer Art, die auf die Spätgotik schließen läßt. Vielleicht können sie mit der Ablaßerteilung des Jahres 1454 in Zusammenhang gebracht werden. 1799 nahm man sie heraus. Über Vogt Heß wissen wir auch von dem „doppelt ineinandergeschlagenen Schneck“, der damals im südöstlichen Winkel der Vorhalle eingebaut wurde; 1771 führte ihn Maurer und Steinhauer Joh. David Motter neu auf, aber eben dies scheint die Ursache dafür gewesen zu sein, daß das benachbarte Mauerwerk Schaden litt, worauf man ihn zwischen 1819 und 1823 ausbrach. An seine Stelle kamen die erwählten schrägen Quaderschichten, die seitlichen Setzungen Widerstand leisten sollten.

1749 endlich erhielt der Westbau seinen heutigen Abschluß. 1867 sprach man von einer „zopfigen Turmspitze“. Den Stilpuristen des 19. Jahrhunderts war er verhaßt. Heideloff erwähnt den „dermaligen geschmacklosen Aufbau“, Paulus meint, „die Schönheit des Westbaues ist unwiderbringlich dahin“ und noch die Oberamtsbeschreibung von 1907 schreibt von dem „unschönen Holzaufbau mit welscher Haube“. Natürlich



wollte Leins „stilechte“ Türme daraufsetzen. Uns Heutigen ist die 1749 gefundene Lösung ein Musterbeispiel für die gute unverfälschte Verbindung von Altem und Neuem. Die Formen der welschen Haube mit den seitlich angelegten geschweiften Dächern sind barock, d. h. sie verbinden Masse und Bewegung zu einem eigentümlichen gedämpften, verhaltenen — und darin schwäbischen — Pathos. Als Masse schließen sie eng an den Unterbau an, den sie fortführen. Durch die Bewegung aber bringen sie die Gesamtmasse des Baukörpers zu einer harmonischen Zusammenstimmung und Steigerung gegen die Mitte.

Die Frage ist: Wer war der Architekt dieser meisterlichen Bildung? In der Heß'schen Chronik liest man: „Anno 1749 seyn die beede hohe Thürn so nebeneinander gestanden und ein Satteldach dazwischen gehabt, um ihrer schädlichen Figur willen, auch Baufähigkeit halber abgebrochen, und nur 1 Thurn dagegen aufgeführt und mit Blech bedeckt worden“. Die „schädliche Figur“ bestand darin, daß die Turmhelme (wohl mit Glockenstuben) 90 Schuh Höhe besaßen und deshalb Blitze anzogen sowie für Sturmwinde anfällig waren. 1742 hatte der Blitz eingeschlagen. Vogt und Spezial berichten darum am 16. Oktober, „in was gefährlichem Zustand die beede neben einander stehenden Kirchen-Thürns-Dächer sich befinden“, und bitten um ihren Abbruch sowie einen neuen Abschluß nach beigelegtem Riß und Ueberschlag zu 3 096 Gulden, 50 Kreuzer von Christoph Friedrich Weyhing. Weyhing hatte diesen Ueberschlag „in Abwesenheit des Baumeisters Mayer“ gemacht; dieser aber stimmt ihm am 5. Oktober 1742 voll und ganz zu, indem er die Türme „zwey Scheitterhauffen“ nennt (er schreibt sich: Georg Friedrich Majer). Freilich waren „die meisten der 8 Ordinari Richter“ der Meinung, man solle sich „der göttlichen Direction... weiters unterwerffen“, d. h. alles auf sich beruhen lassen. Die Unterzeichnenden des Schreibens vom 16. Oktober gaben der Ueberzeugung Ausdruck, daß die neue Lösung „zur besonderen Zierde der Stadt geraicht“; immerhin kam das Bauwesen, trotzdem es ratifiziert worden war, infolge der Abneigung der Bürger gegen das Projekt nicht zur Ausführung.

1749 kam die Angelegenheit wieder in Gang. Vogt und Spezialatsverweser berichteten am 15. Juli: „Euer Hochfürstl. Durchlaucht haben auf unsern sub dato 4. Junij a. c. erstatteten unterthänigsten Bericht sub dato 26. eiusd. gnädigst anbefohlen, daß wir den neuen Überschlag, weil der gnä-

digst ratifizierte Weyhingsche nicht aller Orthen angenommen, sondern ein weit kostbarer genehmigt worden, nicht nur unterthänigst einsenden, sondern auch berichten sollen, wie weit es mit dem Bauwesen gekommen Was nun die Ursachen wegen des geänderten Weyhingschen Überschlags anbetrifft, hat es damit folgende Beschaffenheit, als nemlich das Bauwesen seit ao. 1742 angestanden, kam im vorigen Jahr Major und Oberbaudirektor von Leger, wie auch der Werckmeister Groß anhero, dise ersuchte man, die schadhafte Thürn auch zu besichtigen und deren Beschaffenheit genau einzusehen, die gaben die Gefahr der Thürn so dringlich vor, daß man sie ersuchte, ihre Bedenken, wie die Sache am dauerhaftesten herzustellen, samt einem Riß zu Papier zu bringen. Weil sie nun davor hielten, daß zwey Thürn wieder aufzubauen vielen Bedenlichkeiten, welche im neuen Überschlag enthalten, unterworfen, auch das Tach mit Schiffer zu decken, wandelbar seye, haben sie der Sache mit einem Thurn und 2 angeschiffen (= angeschifteten) Seiten-Tächern zu helfen angerathen, auch die Thürn mit Blech einzudecken und statt der steinernen Balustres und Gesims zum Gang ein eysin Gitterwerck zu verfertigen vor nützlicher erachtet. Folglich mußte so viel diese 3 Punkten anbelangt, der Überschlag geändert werden. Es ist aber so wenig wahr, daß der Überschlag kostbarer dadurch geworden, daß vielmehr der alte Überschlag, worin doch der Weyhing die Verblendungsarbeit völlig übersehen und einzusetzen vergessen, den neuen um mehr denn 300 fl übertrifft, wie die Inspection beeder Überschläge das mehrere besagt. Hierbey ist gleichwohl anzufügen, daß der Oberbaudirector Major von Leger den Thurn gleich auff das Mauerwerck setzen wollen, weil man aber gesehen, daß die 4 schwehre Glocken auff einem besondern Einbau und nicht auff der steinern Sargen (= Zarge, Umfassungsmauer) stehen, folglich nicht unter einen einzigen Thurn gebracht werden können, hat man ehe das Thurn Tach fertig wird, nothwendig ein Stockwerck von 18 Schuh hoch weiters verfertigen und anlegen müssen, welches die Zimmerarbeit um ein zimliches vermehrt hat. Im Weiteren lesen wir, „daß bereits beede Thürn abgebrochen, alle Materialien an Holtz, Eisen und Eisenblech im Vorrath zugegen, so daß wir hoffen, es werde unter göttlichem Beystand das Werck biss auff das Spätjahr in dem October noch vollbracht werden können.“ Nirgendwo steht übrigens geschrieben, daß der Anlaß zur besagten Veränderung in den

Umständen des Baugrundes gelegen habe. Wenn von Leger bemerkt, „daß er um viel Geld nicht in der Nähe der Thürne übernachten möchte“, so wegen des auffälligen Zustandes der beiden Turmaufsätze nach dem Blitzschlag. Es kann also Baudirektor Johann Christoph David von Leger als der Architekt des barocken Aufsatzes festgestellt werden, den Bürgermeister und Gericht am 26. April 1749 als nicht nötig bezeichneten, wahrscheinlich gerade deshalb, weil er, wie sie sagten, „nach jeziger Façon“ gebildet werden sollte. Immerhin kann beim Entwurf Johann Adam Groß d. Ae. mitgewirkt haben, den wir als tüchtigen Baumeister kennen. Von Leger selbst schreibt am 30. Januar 1749: „Ich kann und weiß nichts Besseres anzurathen, als daß beide Thürn abgebrochen, und anstatt zwey, nur ein Thurn nach dem von mir verfertigten an dasiges Oberamt überschickten Riss ausgeführt werde“. Diese Bemerkung spricht für seine Urheberschaft.

#### **4. Das Langhaus der Stiftskirche Herrenberg ist die erste in Neckarschwaben geplante Halle**

Vogt Heß äußert sich in seiner Herrenberger Chronik auch über die Bauzeit der Stiftskirche. mit der er über das 15. Jahrhundert nicht hinausgehen möchte, wolle man den Bau jedoch „weiter als zu Anfang des 15ten Seculi sezen so muß entweder solcher lang wegen Mangel an Mitteln unterlassen, und nur die äußere steinerne Zargen erstmals erbaut worden seyn.“ Das war es genau, was Krüger bautechnisch nachwies, indem er zugleich darauf aufmerksam machte, daß die Ostwand des Westbaus gegen den Dachstuhl des großen Satteldachs, das über jener „Zargen“ erstellt wurde, aus unverputzten Bruchsteinen besteht, das reinliche Quader-Verblendmauerwerk somit an den Schrägen jenes Daches endet. Es wurde also bei Hochführung des Westbaus schon auf ein einheitlich über alle drei Schiffe geführtes Hallenkirchendach Rücksicht genommen. Auch lassen, nach Krüger, Reste von alten, an den Westbau gelegten, Schiffssarkadenpfeilern nebst ihren Schildbögen auf ein ursprünglich nicht überhöhtes Mittelschiff schließen. Gegenüber diesen Beobachtungen müssen gewisse Anzeichen, aus denen man auf eine anfängliche basilikale Planung schloß, zurücktreten Krüger entdeckte in der Ostwand des Westbaus unmittelbar über dem südlichen Seitenschiff einen beschädigten Steinsims, der in schwacher Neigung gegen die Mitte steigt; ihm entspricht ein anderer ähnlicher Sims in der

Westwand der Chorbogenmauer. Da nun aber jener Sims mitten im unverputzten Bruchsteinmauerwerk liegt (eigentlich müßte, bei einer basilikalen Planung, über ihm die Quaderverkleidung anfangen), er auch im Profil viel zu unbedeutend ist, kann man aus ihm höchstens auf ein für längere Zeit gedachtes Dach-Provisorium, ein Notdach also, schließen. Köpff hielt ein geplantes basilikales Mittelschiff wegen der sehr hoch angesetzten Gewölbe des Emporengeschosses im Westbau für wahrscheinlich. Dem widerspricht jedoch die vorhin genannte Erscheinung, daß die Ostwand des Westbaus gegen das Langhaus gerade an dieser Stelle auf das Hallenkirchendach Rücksicht nimmt. Man mußte jene Gewölbe so hoch ansetzen, weil die darüber liegende geplante Glockenstube über den Langhausfirst hinauszugehen hatte. Schließlich urteilte man, daß die Höhe des Westbaus kein überhöhtes Mittelschiff zuläßt; es würde indessen der First eines überhöhten Mittelschiffs nicht über dem heutigen First liegen müssen.

In welche Zeit dürfen wir die Herrenberger Halle setzen? Und mit ihr den Westbau. Denn nur der Chor trägt Zeichen einer späteren Entstehung, auf die vor allem Klaiber hinwies; er sollte nach den Feststellungen von Krüger schmaler und kürzer werden, wurde dann aber breiter und länger erbaut, so daß er heute mitsamt dem Chorbogen asymmetrisch zum Langhaus liegt. Dabei konnte man offenbar nur nach Süden ausweichen, worauf Krüger seine Annahme eines geplanten nördlichen Chorseitenturms stützt. Jedenfalls bestand zur Zeit der Neuplanung des Chors nördlich schon ein Bauteil, der kein Ausweichen nach Norden erlaubte.

In welche Zeit also dürfen wir mit den Umfassungsmauern der Langhaushalle und dem Westbau gehen? Für die Beantwortung dieser Frage ist ein Blick auf das Langhaus der Reutlinger Marienkirche wichtig, das in Abhängigkeit von der Wimpfener Ritterstiftskirche steht, sei es dessen Planung, sei es dessen 1269 begonnenem Chor — dies nach der Seite des Wandaufbaus und der Gliederung. Aus vielen Gründen, auch wegen einer alten Inschrift auf die Ausmalung der Kirche vor 1312, muß man mit dem Reutlinger Langhaus in das späte 13. Jahrhundert gehen. Ihm aber entspricht das Herrenberger Langhaus weithin, wenn man von dem Unterscheid absieht, daß jenes basilikal ist, dieses eine Halle (aber auch die Reutlinger Basilika verrät eine Neigung zur hallenähnlichen Bildung, wenn man auch kaum



*Die Marienkirche zu Reutlingen (Südseite); 1343 vollendet*

auf eine einmal geplante Halle schließen darf, wie dies mehrfach geschah). Mit Recht schreibt Krüger: „Denkt man sich an den Außenansichten des Reutlinger Langhauses das Hochschiff mit seinen Strebebogen fort, so entsteht das Herrenberger Langhaus. Der architektonische Aufbau der Außenwände ist an beiden Kirchen derselbe, ihre Profile sind deckungsgleich, das zweimal abgechrängte Sockelgesims, das Kaffgesims, der Spitzbogenfries unter dem Hauptgesims das Hauptgesims selbst, die charakteristische Art, wie das Strebepfeilergesims aus dem Hauptgesims wächst, ferner die zeitweilig mit Laubwerk geschmückten Konsöhlen für die Rundstäbe der Fensterlaibung“. Es wäre hinzuzufügen, daß in gleicher Weise wie in Reutlingen die Spitzbogenfriese um die Strebepfeiler der Hochwände laufen und diese hier wie dort waagrecht mit gleichartigen Fialenaufsätzen abschließen (die Aufsätze der Reutlin-

ger Seitenschiffs-Strebepfeiler wurden spätgotisch, wie diese selbst, abgeändert). Krüger dürfte deshalb Recht haben, wenn er die Langhäuser von Reutlingen und Herrenberg zwar verschiedenen Bautrups zuweist, die jedoch „einer leitenden Persönlichkeit unterstellt waren“. Dieser Meister gehört zu den genialsten künstlerischen Persönlichkeiten des hohen Mittelalters, der sich weithin umgesehen hatte, auf der Höhe der formal architektonischen Bildung seiner Zeit stand und die Anregungen, die er empfing, zu einem schöpferischen Ganzen sinnvoll und zweckmäßig zu verbinden verstand. Eine gewisse Schwäche zeigt er im rein Bautechnischen (so wird etwa 1890 die schlechte Art des inneren Langhausmauerwerks gerügt), wobei aber Mangel an Mitteln und Baugrund das Ihre zu manchem Fehler beigetragen haben dürften.

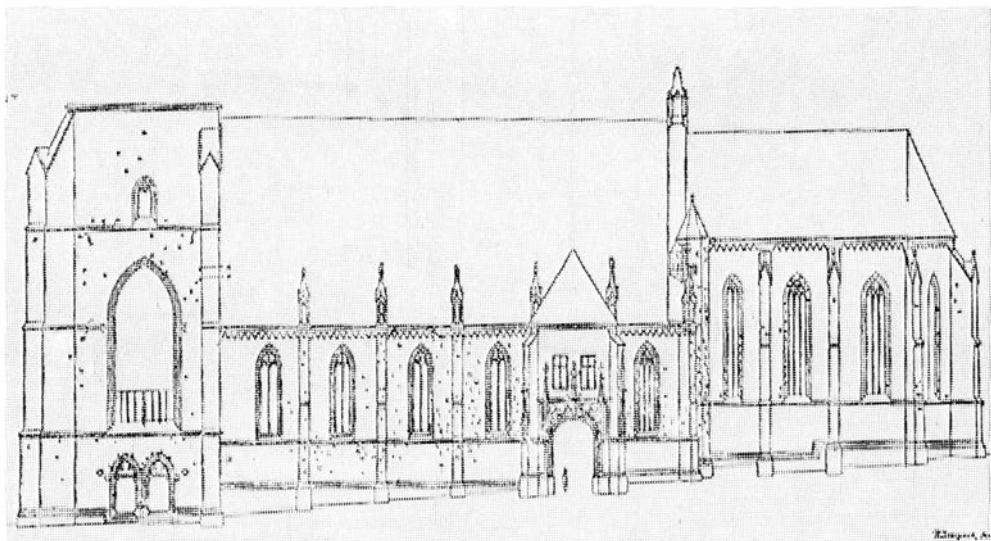
Damit ist die Herrenberger Stiftskirche, ihrer Planung nach, die erste Halle Nek-

karschwabens, denn man wird sie gleichzeitig mit dem Reutlinger Langhaus ins späte 13. Jahrhundert setzen müssen. In Schwäb. Gmünd wurde das nach Reutlinger Vorbild begonnene Langhaus erst um 1320 von Heinrich Parler in eine Halle verwandelt. Nicht die Parler haben also die Halle nach Neckarschwaben gebracht, obwohl die künftige Entwicklung der Hallenkirche in dieser Landschaft an sie anknüpft, sondern der anonyme Meister von Herrenberg-Reutlingen. Ist eine Halle im späten 13. Jahrhundert kunstgeschichtlich möglich? Krüger hat, um dies darzutun, auf Allerheiligen und Straßburg, St. Thomas, verwiesen. Es ist jedoch die Baugeschichte dieser beiden Kirchen zu wenig geklärt, um jene Verbindung bejahen zu können. Dies ist aber auch nicht nötig. Der Herrenberger Westbau beweist, daß sich unser Meister in Westfalen umgesehen hatte, und dort sind wir im Kerngebiet spätromanischen und frühgotischen Hallenkirchenbaus, dem sich das hessische und mittelhessische Gebiet anschließt, aus dem dann die Parler kommen. Von den bayrischen Hallenkirchen des 12. Jahrhunderts darf man in diesem Zusammenhang wohl absehen. Kunstgeschichtlich also ist eine Halle im späten 13. Jahrhundert durchaus möglich.

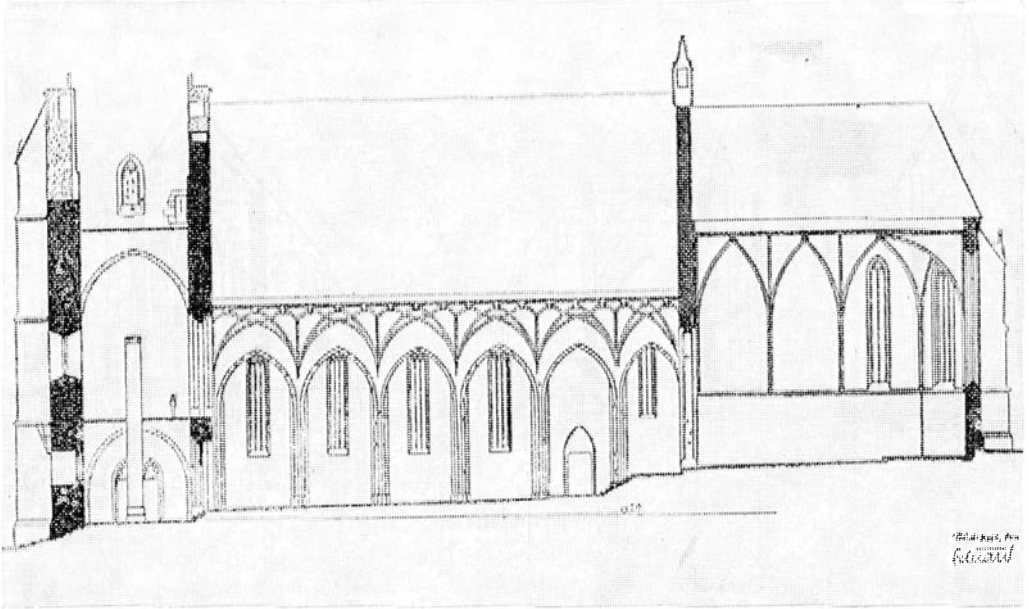
Krüger hat versucht, den Baubefund und die aus diesem Befund zu folgernde Baugeschichte in Übereinklang zu bringen mit den überlieferten Daten, die sich auf die Erteilung von Ablass zum Zweck der Förderung des Bauwerks und seiner Einrichtung,

auf Stiftungen und auf Altarweihe beziehen. Klaiber hat an seinen Ergebnissen 1936 berechtigte Kritik geübt. Doch kommt bei ihm die zu Orvieto ausgestellte Urkunde von 1284 zu kurz, die Ablässe „ad structuram aut ad aliqua necessaria predictae ecclesiae“ erteilt. Damals spätestens dürfte man an den Bau gegangen sein, dessen Errichtung schon bei der Stadtgründung ins Auge gefaßt worden sein muß — umfangreiche Geländebewegungen waren nötig, um ihm zuvor am Hang eine günstige „Plattform“ zu geben. Ob man die Weihe einer Kapelle mit 4 Altären 1293 mit der Empore des Westbaus in Zusammenhang bringen darf? Das wäre nicht unmöglich, bedarf jedoch sorgfältiger Erwägungen und Untersuchungen. Baugeschichtlich ist durch eine Entscheidung nach dieser oder jener Richtung nichts gewonnen. Spätere Ablassgewährungen, eine Stiftung von 1315 und die Weihe von 1328 mit 5 Altären (die links, vor den Stufen und auf den Stufen des letzten Schiffsjochs gestanden haben dürften, so nach Klaiber) deuten auf den Fortgang des Bauwerks vor allem nach der Seite der Einrichtung. Der Chor scheint 1328 noch nicht fertig gewesen zu sein.

Der Ausbau der Spätgotik erstreckte sich auf die Schiffsarkaden und die Gewölbe — vom hochgotischen des Chors abgesehen. Mit Krüger müssen wir annehmen, daß das Langhaus bis dahin eine flache Holzdecke trug. Zwei öfters an den Pfeilern der nördlichen Reihe wiederkehrende Steinmetzzeichen scheinen auf die erste Bauzeit zu



Stiftskirche Herrenberg, Ansicht gegen Süden



Stiftskirche: Längenschnitt

deuten: von den ursprünglichen, an die Turmostwand angelehnten Arkadenpfeilern war schon die Rede (auch die Konsolen an der westlichen Chorbogenwand gehen in die erste Bauzeit zurück, darunter eine mit schöner Blattmaske). Ich habe an anderer Stelle die Vermutung geäußert, die beiden Rundpfeiler, die heute die Holzkonstruktion des Westbaus unterstützen, seien möglicherweise ursprünglich im Langhaus gestanden und hätten jene Holzdecke tragen helfen. Krüger bezeichnete diese Pfeiler als spätgotisch, man wird jedoch besser tun, die Profile ihrer Kopfstücke allgemein als gotisch zu bezeichnen (sie erinnern eher an Formen des 14. Jahrhunderts). Ist die dargelegte Hypothese von der Versetzung der Pfeiler aus dem Langhaus ins Turminnere richtig, so müßte man annehmen, daß die in der Spätgotik eingezogenen Westbau- gewölbe und die Rundpfeiler nebeneinander bestanden haben. Eben dies scheint die Heß'sche Chronik zu bestätigen, die davon weiß, es hätten bald nach Baubeginn verschiedene Baumeister berufen werden müssen (dies war eher in der Spätgotik der Fall, jedenfalls muß die Zeit dahingestellt bleiben), „worauf sowohl die mittlere steinerne Saul so biss an das obere Gewölb gehet und die ander Saul, die von der Emporkirchen biss an den Schlußstein reicht, verfertigt“ wurden.

Die spätgotischen Eingriffe bestanden nicht nur im innenräumlichen Ausbau des Langhauses. Die Fenstermaßwerke sind — von Erneuerungen des 19. Jahrhunderts abgesehen — vor allem im Süden spätgotisch (erst 1516 von Meister Hans Steinmetz?). Die frühgotischen Seitenportale wurden überbaut, das nördliche Brautportal mit einem Steinbaldachin, der ein Meisterschild trägt, das in der 1456 dem Stift einverleibten Gärtringer Kirche wiederkehrt. Das südliche erhielt einen zweigeschossigen Vorbau, unten mit dem „Wortzeichen“, einer netzrippengewölbten Vorhalle, oben dem Archiv.

Wann wurden alle diese Veränderungen, einschließlich des inneren Ausbaus des Langhauses, vorgenommen? Hierfür sind auf Grund der Armenkastenrechnungen die Jahre 1487—1493 vorzuschlagen. Baumeister war Hans Murer aus Ulm. Ist er mit Hans von Ulm identisch, den wir 1491 in Obweil, 1496 in Waiblingen, 1500 in Aldingen nachweisen können? Wahrscheinlich. Die Gleichsetzung von Hans Murer aus Ulm mit Hans Spryß, die Köpf versucht, scheint gewagt. Dürfen wir das Meisterschild, das sich am südlichen Seitenschiffsgewölbe findet, mit dem Baumeister in Zusammenhang bringen? Kaum, eher mit einem der ausführenden Steinmetzmeister.

Indessen sind damit die spätgotischen Veränderungen keineswegs erschöpft — 1453 schon wurde ein Lettner, gestiftet von Ulrich Mezler, eingebaut; er war durch den Chordienst der Stiftsherren, bzw. ihrer Kapläne, notwendig geworden. 1739 und 1747 brach man ihn ab. Dieser Lettner ist die „überzwerch Emporkirche“ der Heß'schen Chronik. 1471 baute man an der „canzly“, auch an der Treppe der „libery“, worunter wohl das Aufsatzgeschoß der Sakristei zu verstehen ist. Auch soll damals die „krufft“ unter der Sakristei geschaffen worden sein, die 1472 als die Gruftkapelle der Herren von Sindlingen geweiht wurde, was nicht ausschließt, daß sie auf eine ehemalige Beinhauskapelle zurückgeht — dafür spräche, daß man in eben diesem Jahr im Friedhof ein Beinhaus errichtete. Bausehichtlich gehört die Sakristei der ersten Bauzeit an, und sehr wahrscheinlich trat 1471 das Aufsatzgeschoß an die Stelle eines älteren. 1513 brach übrigens Meister Hanselmann die Tür vom Schneck am Chor zur „neuen Bohrkirche“ (Südempore) ein.

Die nachreformatorischen Zeiten brachten vor allem Aenderungen an den Emporen, über welche die Heß'sche Chronik berichtet. Zur Erhellung des Raumes unter den Emporen wurden unterhalb des Kaffgesimses Rundfenster eingeschnitten (1747 drei). 1888 ff erneuerte man sämtliche Gewölbe, und leider brach man damals auch die 1520 von Meister Hanselmann erbaute Sakristei südlich am Chor ab, um mit deren Quader die brüchigen Langhausinnenwände zu bessern. Sie hatte einen dreiseitigen Schluß und ein Netzrippengewölbe.

Wahrscheinlich wird die kommende Erneuerung auch Wandmalereien aufdecken, wie sie Krüger im Westbau feststellte. Von einem Meister aus Rotenburg (sicher dem heutigen Rottenburg) wurden 1492/93 u. a. folgende Malereien ausgeführt: „unseres Herrn barmhertigkeit uff dem nidern Gewölb, die Gaislung uff der Cantzel und das bild vo sankt christoffeln“.

### **5. Die Herrenberger Stiftskirche besaß die hervorragendste spätgotische Ausstattung Altwürttembergs und besitzt sie größtenteils noch\*).**

In diesem Abschnitt soll nur angedeutet werden. Der Taufstein wurde 1471 aufgestellt; er stellt eine seltene Verbindung von festen Rahmenformen und ornamentaler Fülle dar. Das nicht erhaltene Sakramentshaus (des Herwig) setzte 1475/76 Hans von Sulz auf. Die 1590 durch Laux Schickhardt erhöhte Kanzel erstellte Meister Hanselmann für über 100 Pfund Heller und 5

Malter Roggen 1503/04. Daß frühere Zeiten, ohne historisch zu werten, einen starken Sinn für künstlerische Qualität besaßen, beweist die Bemerkung von Vogt Heß, die Kanzel sei „sehr rein von Stein außgehauen und mit schöner Zierde“. Ihr Vorbild war die Straßburger Münsterkanzel (1483—85 von Hans Hammer), die Bildhauerarbeiten der Muttergottes und der Kirchenväter verraten die Niklas-Hagenauer-Schule mit Einfluß von Nikolaus Gerhaert. Hanselmann, der auch die Tübinger Stiftskirchenkanzel gearbeitet haben dürfte, ließ sich danach als Steinmetz in Herrenberg nieder, erwarb auch einen Steinbruch, aus dem er 1520 u. a. ein Weihwasserbecken lieferte. Er wird auch als Erbauer der Südsakristei von 1520 erwähnt. Das Chorgestühl wurde spätestens 1513 von Heinrich Schickhardt begonnen, der in diesem Jahr 3 Malter gemischten Korns für die Arbeit erhält und 1516/17 für das „Geding des Gestüls gar bezahlt“ wird. Dem entspricht die Bezeichnung durch den Meister auf 1517. Das Figürliche jedoch schuf Christoph von Urach mit seiner Werkstatt (vgl. hierzu vor allem die Aufzählung bei Koepf-Haage und Richard Zinser, „Der Mann mit dem Globus“).

Es gehört zu den größten Verlusten, die eine Kunstlandschaft je erlitten hat, daß der Herrenberger Altar des Jörg Ratgeb 1890 an die Staatsgalerie verkauft wurde. Wiederum weiß Vogt Heß: „Der hintere hohe Altar hat eine sehr gute und feine Mählerey“. Er trägt die Jahreszahl 1519, wurde jedoch schon 1516/17 durch „Maister Jerg malern“ begonnen, der Invokavit 1524 dafür völlig ausbezahlt wurde (insgesamt soll er mindestens 800 Pfund Heller erhalten haben). Ratgeb, der anscheinend Verwandte in Nufringen und wohl auch in Tübingen hatte, holte anfangs für 52 Gulden Farbe „uff der Frankfurter Meß“. Ein großes Essen beschloß die Aufstellung; die Maler erhielten 9 Gulden Trinkgeld (sicher

\*) Die im folgenden Abschnitt und im letzten Absatz des 4. Abschnittes angegebenen einzelnen Aktenauszüge oder auf Akten bezüglichen Mitteilungen stützen sich, wie eingangs bemerkt, auf Otto Schmid. Zwischen seinen Angaben und denen bei Hans Rott, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert (Teil II Alt-Schwaben und die Reichsstädte, Stuttgart 1934, S. 217 ff) sind Abweichungen vorhanden, die sich auf Verschiedenheiten des Wortlauts und kleinere sachliche Einzelheiten erstrecken. Sie an Hand der Quellen aufzuklären, war dem Verfasser bisher nicht möglich. Besonders hervorgehoben sei, daß nach Rott Herwig der Stifter des Sakramentshauses ist (Jörg Herwig). „Thuma maler“ identifiziert er mit Thomas Fridlin.



arbeitete Ratgeb mit Gesellen). Daß der Altar schon damals als ein Meisterwerk angesehen wurde, beweist die Bemerkung, es seien die Maler von weither „zur besichtigung der taffel“ nach Herrenberg gekommen. Unter den Mitarbeitern wird ein „Tuma“ aus Stuttgart genannt (also doch wohl nicht Thomas Schick aus Kirchheim?). Dieser verfertigte auch ein „kleineres ge-

melt hinter dem Fronaltar“, ebenso zwei „Hailtumbtafeln“, die auf den Kreuzaltar gestellt wurden. Die Schreinarbeit besorgte Heinrich Schickhardt. Im Schrein dürfte ein Marienbild (die Kirche war Maria geweiht) mit Heiligen gestanden haben, das vielleicht Christoph von Urach schnitzte. Bei Bushardt-Fuhrmann „Jörg Ratgeb, der Maler des Herrenberger Altars“ (Son-



*Inneres der Herrenberger Stiftskirche*

derdruck von „Aus Schönbuch und Gäu“, 1959) findet sich eine kunstgeschichtliche Würdigung der Ratgeb'schen Tafeln, in denen der Mensch gerade jener Zeit in einer unerhörten, packenden Weise unter Gott gestellt wird. Als Stifter nennt Vogt Heß Hans Brenner.

Heinrich Schickhardt kann noch mehrfach nachgewiesen werden, so für einen Sakristeischrank, ein Gestühl für Frauen, einen Beichtstuhl, ein Gestühl in „Diepolts Chörlin“, Betpulte für die Schüler im Chor, auch Türen – und Totenbäume (Särge). Um 1493 bekam die Kirche ein neues Gestühl von Hans vo Heilprun, Ludwech vo Gehingen und Haintz Zymmerma“. Um 1493 stellte auch Meister Schwirker von Gehingen die (alte) Orgel wieder auf.

Die nachreformatorischen Ausstattungsstücke der Herrenberger Stiftskirche widerlegen die Sage von der Bilderfeindlichkeit der neuen Zeit, die Bilder jederzeit zuließ, wenn sie alt- oder neutestamentlichen Inhalts waren, wobei sich mitunter auch Einflüsse des Humanismus (Tugenden) bemerkbar machen. Unter den Tafelbildern treten ein Christus in der Ruh und ein Christus in der Kelter hervor. Themen, die von der alten Kirche übernommen wurden. Außerdem seien genannt: die Bekehrung

Pauli, ein Oelberg, die Vision Ezechiels, Hosea und Paulus, die Evangelisten (ausgesägt), zwei christliche Tugenden, auch die Epitaphe Andler, Feind und Wendel. Von guter Qualität ist ferner das Bildnis des letzten Chorherrn Johannes Neuffer von 1580. Alle Tafelbilder gehören der Zeit um 1560/90 an und besitzen alte Rahmen. Nach der Heß'schen Chronik bemalte 1587 ein Maler Tobias die Flächen zwischen den Schwibbögen (der Arkaden) und der Gewölbe um 115 Gulden ohne Farbe.

Von den im Deutschen Glockenatlas behandelten Glocken kann hier nicht die Rede sein. Doch sei immerhin auf die heute in einem Außengestell des Turmaufsatzes aufgehängte, vielleicht älteste Glocke Württembergs hingewiesen, die Zuckerhutform besitzt und nur die in Fadenmajuskeln aufgetragene Inschrift hat: Tetra gramaton (= vier Buchstaben, Jahwes nämlich im Sinne des hebräischen IHWH). Auch die kirchlichen Geräte müssen übergangen werden; nur dies sei bemerkt, daß „Maister Hanns Remlin Goldschmid zu Wyl“ (also Weil der Stadt) in spätgotischer Zeit, 1516, der „Agnes Berin Kelch“ arbeitete und der Goldschmid Bastian von Stuttgart (um 1520?) einen Altarkelch und ein Paar Meßkännchen lieferte.